

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



VOLKER JARCK

Sieben Richtige

oder

Die Geschichte von Charlie Faber

Roman

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter:

www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397039-5

Die Heldin

11. JULI 2018

ABENDS GEGEN HALB ACHT – BOCHUM

»Kannst du nicht schneller, Papa? Guck mal, wie schnell *ich* fahr!«

Roland Ziemer versucht, gleichzeitig seine Tochter neben ihm auf dem Bürgersteig und den Verkehr auf der Knappenstraße im Blick zu behalten. Zum Glück radelt sie für ihr Alter nicht nur schnell, sondern auch schon verdammt sicher. »Ja, ich seh's, Greta, aber nicht noch schneller, okay?«

Sie wirft ihre dunkelbraunen Haare zurück und drosselt etwas das Tempo.

»Du, Papa?«

»Ja?«

»Warum wolltest du denn gar kein Eis bei Oma?!«

»Der Opa hatte heute so viele Bratwürste auf dem Grill, danach hatte ich gar keinen Hunger mehr.«

Die Wahrheit ist, dass Ludwig Ziemer neben vielen Bratwürsten auch einige halbe Liter mit seinem Sohn verzehrt hat, die sich mit Eis schlecht vertragen hätten, während Greta hinten auf dem Rasen mit ihrer Oma begeistert MÖlkky spielte.

Mit der ganzen Kraft ihrer knapp vierjährigen Beine tritt sie jetzt in die Pedale.

Immer wenn kein Regen in Sicht oder Gretas Mama beim Volleyball ist, schwingen Roland Ziemer und seine Tochter sich auf ihre Sättel. Gewissenhaft hat Greta den orange gepunkteten Helm festgezurret und die Klingeln getestet, mit

ihren kurzen Fingern den Reifendruck überprüft, wie sie es bei Herrn Faber von nebenan beobachtet hat, und dann geht es los, über die weniger befahrenen Wege bis zum Königsbüscher Wäldchen und weiter an den Kemnader See: erst den Spechten zuhören, die keinen Feierabend kennen, dann eine große Pommes teilen. Sie können so schnell radeln, dass die Sonne niemals untergeht, sie sind die Giganten der Feldwege, Helden auf Rädern, und manchmal, wenn es nach den Pommes noch was Süßes gibt, dann wird es ein perfekter Tag gewesen sein.

Bei der letzten Tour hat Greta gefragt, »ist dir schon *wieder* was ins Auge geflogen, Papa?«, als Roland sich hinterm Hustadt-ring etwas aus dem Gesicht wischte.

Ich bin live dabei, sackte es ihm vom Kopf bis ins Herz, wenn sie die Welt entdeckt. Und sie hat keinen Funken Angst, kein bisschen.

»Hey, nicht so schnell, Greta!«, ruft Roland, als sie am Köttingsholz vorbeifahren, »sonst wird Schluffi noch schlecht.«

Schluffi Schluffinski, Gretas treuer Beifahrer auf dem Gepäckträger ihres grünen Flitzers, ist ein reichlich in die Jahre gekommener Plüschhase mit trüben, liebenswerten Augen: Schluffi, weil er in der Hüfte immer leicht wegnickt, wenn sie ihn irgendwo hinsetzt, und Schluffinski, weil doch jeder einen ganzen Namen braucht, wie Gretas Papa gesagt hat. Schluffi ist immer dabei, seitdem sie in diesem Frühjahr das erste Mal ohne Stützräder von der Schadowstraße bis zu Oma und Opa gefahren ist.

Bochum liegt dumpf und schwitzend da, als wäre es nach dem heißen Julitag zu faul zum Duschen. Die ganze Stadt ist ein Hinterhofgrill. Aus einem Garten hört man Flaschenklirren. Andreas Bourani friert den Moment ein, pfeifend kommt ihnen ein Student im kragenlosen Leinenhemd entgegen, und

ein Mann mit tiefer Stimme ruft: »Was steht hier für Zeug rum?!«, bevor die Haustür hinter ihm zufällt.

»Da vorne anhalten wie immer, okay? Greta?«

Seine Tochter und Schluffi sind Roland Ziemer ein Stück voraus, weil er sich mit dem rechten Flipflop in der Pedale verhakt hat und absteigen muss.

»Warte bitte, Schatz! Hey!«

»Jaha! Was machst du denn?«

Greta bremst ab, sieht sich nach ihrem Vater um und rollt langsam auf die Kreuzung Prinz-Regent-Straße zu.

Roland beugt sich nach unten, um die Flipflops ausziehen, wobei er aufstoßen muss und Wurst mit Pils sich zurückmeldet. Beruhigt stellt er fest, dass seine Tochter abgestiegen ist und am Vorfahrt-gewähren-Schild auf ihn wartet, wie er es ihr beigebracht hat, jeden Morgen vor der Kita an der großen Kreuzung, noch etwas wackelig beim Anfahren und aufgeregt; ihr Selbstvertrauen ist vor allem Papavertrauen, er ist Gas, Bremse und Rückspiegel für sie, seine Frau bringt ihr lieber das Pfeifen auf zwei Fingern bei.

»Mama fährt ja immer Roller«, hat Greta kürzlich festgestellt, »die weiß gar nicht, wie schwer Treten ist!«

Greta beobachtet ihren Vater dabei, wie er seine Sommersandalen auf den Gepäckträger klemmt.

Und dann hört sie das Geräusch.

Es ist so brummend und schrill zugleich, dass Greta es in ihrem Bauch spürt, ehe sie ahnen kann, woher es kommt. Sie lauscht und schaut in den Himmel, lugt an dem gelben Eckhaus nach rechts in die Prinz-Regent-Straße, doch in dem Moment, als ihr Papa von hinten ihren Namen ruft, weiß sie: Das ist kein Flugzeug, das Geräusch kommt von links. Und es kommt schnell. Es kommt schneller, als irgendjemand hören, sehen oder weglaufen kann. Es dröhnt, es tut weh.

Erschrocken weicht Greta zurück, weil ein schwarzes und gleich dahinter ein weißes und ein knallrotes Donnern auf sie zufliegen, schreiend schließt sie die Augen und will zu ihrem Papa, der seine Gazelle auf die Straße geschubst hat und barfuß losgerannt ist. »Aaah!«, schreit es und »Nein!«, dann kracht das schwarze Dröhnen in Höhe der Bushaltestelle rechts auf den Gehweg.

Greta kann sich nicht bewegen, sie springt nicht zur Seite. Sie hat die Augen noch geschlossen, als das laute Etwas sie und ihr Fahrrad gegen die Hauswand schleudert. Und dann an den Betonpollern vorbeischrämmend zum Stehen kommt.

Die anderen Geschosse aber heulen vorbei, rauschen weiter, Seite an Seite, in Richtung Königsallee – laut, uneinholbar, unaufhaltsam. Lassen Greta hinter sich, das Vorfahrtsschild und den beim Aufprall erstarrten Roland Ziemer, der in diesem Moment nichts denken kann, der sich nur ducken will und zur Seite springen, viel, viel zu spät, wie Greta hätte zur Seite springen sollen, entkommen, sich retten, nur weg da. Die Superheldin muss doch fliegen können.

Roland zittert. Er muss jetzt da hingehen, wo seine Tochter liegt, zwanzig unendliche Meter entfernt, er muss sich das anschauen, er will nicht wissen, was passiert ist, seine Beine knicken weg.

Ein bisschen Straßenbelag mit weißen Markierungen, drei Schilder und ein paar Häuser, eine Reihe von knorrigen Sträuchern hinter einem Zaun, daran ein Zirkusplakat, rot, orange und blau: eine stinknormale Kreuzung. Ein Ort des Unglücks.

Im Schatten des gelben Altbaus klammert sich Schluffi Schluffinski an Gretas Gepäckträger. Er sieht nicht zerknautschter aus als sonst, aber hinterm linken Ohr hat er frisches Blut.

Der Zirkus kommt Anfang Oktober.

Warten

AUCH GEGEN HALB ACHT – KÖLN

Noch zwei Stunden Tageslicht, aber vom Lkw keine Spur.

Eva Winter steht am geschlossenen Fenster, die Nase an der kühlen Scheibe, und behält die Birkenallee vor ihrer kleinen Terrasse im Blick.

Ein Junge im zu großen Eishockeytrikot schlurft an dem Halteverbotsschild Ecke Kirchweg vorbei, das sie hat aufstellen lassen. Mit Daumen und Mittelfinger zieht er ein Kaugummi aus dem Mund und klebt es sorgfältig in das »g« von »Umzug«.

»Ist nicht viel los in den Ferien«, hat der Chef des Bochumer Umzugsunternehmens gesagt, »aber kann natürlich immer was sein. Kollege startet nach'm Berufsverkehr. Fahrense mal vor, machen sich mal keine Sorgen, wir sind in Köln, bevor's dunkel wird.«

Direkt gegenüber ihrer neuen Wohnung ist eine Postfiliale, wie praktisch, findet Eva, da kann ich Briefe noch abends übertragen ohne Jacke, aber ihr fällt niemand ein, dem sie auf Papier schreiben wollte oder müsste, und warum sie warten sollte bis kurz vor Ladenschluss, weiß sie auch nicht.

Seufzend knibbelt sie mit dem Daumnagel einen Aufkleber vom Lichtschalter, den ihre Vormieterin versehentlich oder absichtlich nicht entfernt hat: *Barney Robin Marshall Lily* steht da noch, der Rest klebt schon an ihrer Fingerkuppe.

Der Fahrer hat nicht angerufen, er würde sich nur melden, wenn's später wird, hieß es.

»Was genau«, hat Eva gefragt, »meinen Sie mit ›später‹?«
»Später als dunkel.«

Eva beschließt, schon mal das bisschen auszuladen, was sie im Auto hertransportiert hat, weil sie es nicht den Umzugsleuten anvertrauen wollte: das Notebook, das goldgerahmte Foto, die Kaffeemaschine mit der Glaskanne, das kleine weiche Kissen, auf dem steht *Ich war's nicht, ich hab geschlafen!*.

Sie greift sich den Schlüssel, der noch wie ein fremdes Stück Metall an dem Anhänger mit der knubbeligen Plastikschildkröte hängt. Er scheint noch nicht zu ihr und ihrem Leben zu gehören. Vorhin war sie fast überrascht, dass sich damit eine Tür öffnen ließ, hinter der sie von nun an wohnen würde. Irgendwas beginnt hier an diesem Abend des 11. Juli, nachdem keine hundert Kilometer und keinen halben Tag entfernt etwas anderes zu Ende gegangen ist.

Eva war überrascht, wie viele Unterschriften man leisten, wie oft man als Blutsverwandter dokumentieren muss, dass gar kein Blut mehr durch den Körper des Angehörigen gepumpt wird. Ausfüllen, ankreuzen, abhaken. Der Tod ihres Vaters war ein letzter aufwendiger Verwaltungsakt für die Tochter des Verwaltungsbeamten. Denn selbst wer zu Lebzeiten alles geregelt hat, endet als Beitragszahler; überall muss man final abgemeldet werden.

Dass man sich um ›schonende Abwicklung‹ bemühen werde, hatte die Heimleiterin gesagt, niemand wolle ja ein ›endloses Ende‹, sie habe da so ihre Lebens- und, nun ja, Todeserfahrung, nur noch die letzten Sachen und die letzten Papiere, und mit dem Foto solle Eva aufpassen, das rutscht immer aus dem schönen und verzogenen Rahmen.

Harald und Luise Winter haben gern gelacht miteinander, solange sie zusammen waren, aber nur ein einziges Mal in eine Kamera. Das war an dem Tag, als Eva den neuen Selbstauslöser testen wollte. Sie improvisierte eine Anekdote aus der Uni, die ihren Eltern gefallen musste, und zählte im Kopf die Sekunden runter. Sie erwischte die beiden in maximaler Fröhlichkeit, schöner Moment. Sie stand zwischen ihnen, einen Kopf größer, hatte sie untergehakt und die Augen weit geöffnet. Das Foto von der kleinen Familie bekam den Ehrenplatz auf der Kommode im Schlafzimmer, später dann auf dem Fernsehschränkchen im Altenheim.

»Sind Sie denn jetzt ganz weg, oder ...?«, hat Evas Bochumer Vermieterin anstandshalber gefragt und sich mit dem Übergabeprotokoll Luft zugefächelt. Die runzlige Dame hatte ihre Schlüssel und ihr Blatt Papier, sie wollte nach Hause, murmelte etwas vom Rasen, den sie noch wässern müsse. Eva sagte: »Nee, also, ja – ich bin erst mal ganz weg, glaub ich.«

»Na ja, Sie können machen, was Sie wollen, Sie haben ja niem... – Sie sind ja selbständig.«

»Genau«, antwortete Eva und ergänzte im Kopf: Single und Vollweise. Ist das eigentlich ein Familienstand? Egal, ich kann alles machen, wie ich will. Yey.

Vor zehn Jahren, als Luise Winters Bauchspeicheldrüse endgültig nicht mehr konnte, da hat Eva mit ihrem Vater gemeinsam den Sarg ausgesucht, die Blumen und den Rahmen für die Anzeige. Zehnmal dachte sie: Das würde Mama mögen, und kein einziges Mal: Eines Tages stehe ich hier allein.

Am Abend nach Luisens Beisetzung brachte Eva ihren Vater heim, und er steuerte direkt aufs Schlafzimmer zu; dort nahm Harald Winter das Foto zur Hand und ließ sich aufs Bett sinken, das er nun für sich allein haben würde.

»Sollen wir nicht noch was trinken, Papa?«, fragte Eva vorsichtig.

Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Ihre Locken hast du, Evi, und ihre Macken auch. Mein großes Mädchen.«

Eva hatte studiert, wo sie aufgewachsen war, und war geblieben, wo sie studiert hatte. Die WG und dann die eigene Wohnung, in der sie lange blieb, trotz allem – mehr Freiheit brauchte sie nicht, für mehr Freiheit hatte sie einen eigenen Kopf. Immer hätte sie woanders hingehen können, und immer wohnte sie genau deswegen ein Ortsgespräch entfernt von den beiden Menschen, die ihr Ursprung und ihr Zuhause waren.

Evas Aktionsradius fühlte sich immer klein und deutsch an, und so war er gut und schmerzfrei. Es gab in Bochum genug Kneipen, um nicht zweimal mit demselben Mann trinken zu müssen, genug Auslauf und Wolken am Himmel, ein paar U-Bahnen, ein Kino mit Untertiteln, so viele Buchhändler wie Tätowierer, zweimal im Jahr einen schönen Regenbogen. Sie hatte ihren Kiosk, Hautarzt und Friseur, sie hatte das Reisebüro hinterm Bergbau-Museum, von hier aus kam sie an jeden Ort der Welt, der für eine begrenzte Zeit begrenzte Aufregung versprach.

Einmal hatte sie einen Freund gehabt, für Monate, mit dem spazierte sie durch Prag, schnorchelte mit einem anderen vor Lanzarote, dann kurierte sie ganz allein eine Bronchitis auf Kreta aus oder schrieb in wenigen Wochen ein halbes Manuskript in Andalusien, wo eine wilde Katze so lange vor ihrem Apartment campierte, bis Eva für sie eine Nebenrolle erfand in der Geschichte über Rocket und das Meer.

Viele Jahre lang war Eva mittwochs oder freitags bei allen Flügen und Unterkünften von der netten Frau Reschke beraten worden, aber als die in die Babypause ging, buchte Eva sonntagabends online oder fuhr mit dem Auto an die Nordsee

und grüßte danach jeden mit ›Moin‹ oder sogar ›Moin, moin‹. Ihre Eltern waren dankbar, dass der erste Weg nach jeder Reise ihre Tochter immer zu ihnen führte. Sie grüßten zurück mit ›Moin‹ oder ›Buongiorno‹ oder ›Kalimera‹ und drückten Eva die Tüte mit Milch, Bier und Schokolade in die Hand, mit Liebe und gut gekühlt.

Im Jahr 2018 ist Eva Winter nun zum Menschen ohne Eltern geworden. Und hat nach so viel Leben die Stadt verlassen, die für immer in ihrem Personalausweis stehen wird. Sie kann machen, was sie will. Sie ist niemandes Kind mehr, sie könnte sogar mutig sein, wenn sie wollte. Eva hat beschlossen, dass es ihr gutgehen wird.

»Also«, knarzte Evas Vermieterin zum Abschied, »Kautiön kommt. Kann aber 'n bisschen dauern.« Und verschwand. Ein Nachmieter würde sich finden, es findet sich immer jemand, der nach uns das Licht wieder einschaltet.

Die neuen Kölner Nachbarn haben ihre Autos so viel präziser in die Parkbuchten unter den alten Birken manövriert, dass Evas Wagen hier nicht nur wegen des BO-Kennzeichens auffällt. Sie betrachtet ihren linken Hinterreifen und den deutlichen Abstand zum Fahrbahnrand – egal. Beim Öffnen des Kofferraums fällt ihr ein, dass sie die Ginger-Ale-Kiste noch zum Pfandautomaten bringen wollte, aber so hat sie jetzt zusammen mit dem Kissen wenigstens eine Sitzgelegenheit in der leeren Wohnung, bis endlich die Leute mit den Möbeln eintreffen.

Warten ist ja keine Kunst, findet Eva. Eher Handwerk. Und fingert mit knurrendem Magen aus dem Briefkasten ihres Nachbarn den aktuellen Flyer mit den Sommerangeboten der *Pizzeria Pronto*.

Jetzt ist es Zeit

AUF DER A 3

Ricardo Santos muss anhalten, er muss so unglaublich dringend anhalten.

Eine Fahrtstrecke von siebenundachtzig schlappen Kilometern ist eigentlich ein Witz, eine lächerliche Distanz für einen Profi wie Ricardo, der auf dem Fahrersitz des Lkws jahrelang trainiert hat, seine Blase erst zu entleeren, wenn er ohnehin den Tank wieder auffüllen muss.

Aber an diesem Mittwoch, der so heiß war, dass Ricardo den ganzen Nachmittag über viel trinken musste, hat er schon kurz hinter Wattenscheid das miese Gefühl, dass er nicht wird durchfahren können.

Kurz hinter Hubbelrath ist es dann schließlich so weit: Grummelnd setzt Ricardo Santos dreihundert Meter vor dem Parkplatz Bachtal den Blinker und rollt zu seiner ersten unfreiwilligen Pause in fünfzehn Logistikjahren. Er wird später ankommen als geplant, er muss ja auch noch in Porz die beiden Studenten einsammeln, die beim Ausladen der Möbel helfen sollen, alles Mist heute. Er würde sich jetzt ärgern, wenn seine Tochter ihm nicht neulich mal gesagt hätte, dass er mit den grimmigen, gezackten Falten aussieht wie Opa Enrique damals nach dem zweiten Schlaganfall.

Recht hat sie, denkt Ricardo, nur kurz pinkeln, nicht lange ärgern.

Da kein anderer Wagen auf dem Rastplatz zu sehen ist,

beschließt er, das muffige Toilettenhäuschen zu meiden, und stapft hinter den Mülltonnen entlang ein paar Schritte in Richtung der Büsche, die das Gelände säumen. Dort öffnet er den Reißverschluss seiner grauen Latzhose, lauscht dem Lärm der Autos, die an diesem warmen Feierabend über die Autobahn rauschen, und dem Strahl auf trockenem Gras.

Ricardos Blick wandert die Felder des Bachtals entlang. Über ein sattes Grün segeln geduldig zwei Falken auf der Jagd nach Feldmäusen zum Abendessen, noch weiter oben quert ein Flugzeug die A 44, und – eine Wespe schwirrt durch das Sichtfeld des Lkw-Fahrers. Instinktiv pustet Ricardo das kleine dunkle Tier vorsichtig weg, weil man ja nach Wespen nicht schlagen soll – doch pusten soll man auch nicht. Nachdem sie eine Schleife um seinen Kopf geflogen ist, taucht sie direkt an seinem rechten Ohr erschreckend laut wieder auf, er dreht sich zur Seite, wedelt mit der freien Hand zweimal kurz auf und ab – obwohl man ja nach Wespen nicht schlagen soll.

Im nächsten Augenblick spürt Ricardo Santos den Stich.

Er wirft den Kopf zurück und schreit auf, als das streunende Insekt seine Widerhaken in die Haut schlägt, um Gift zu verspritzen, und denkt noch, das kannst du keinem erzählen – aber immerhin wird das Scheißvieh ja nun wohl Ruhe geben, so dass er beenden kann, was er angefangen hat, und endlich weiterfahren, um seine Ladung einigermaßen pünktlich nach Köln zu schaffen.

Fluchend betrachtet Ricardo die rote Einstichstelle fünfzehn Zentimeter unterhalb seines Bauchnabels; sie scheint anzuschwellen, sie brennt. Er hat die Träger seines Overalls noch nicht wieder über die Schulter gestreift, als er plötzlich schwankt und ruckartig mit der linken Hand ins Leere greift, um sich irgendwo festzuhalten. Daraufhin schließt er kurz die Augen und atmet durch die Nase ein. Sein Mund ist trocken wie Asphalt, und als er wieder nach oben schaut, sind die

Falken am Himmel nur noch verwischte Kleckse. Mit dem Schwindelgefühl zischt ein Schmerz unter die Kopfhaut, und Ricardo hatte nie Kopfschmerzen. Blödes Tier, denkt er, jetzt brennt das wie Hölle, und ich weiß schon gar nicht mehr, wann mich das letzte Mal –

Und dann kann er gar nichts mehr denken, weil ihm die Luft wegbleibt. Sein anaphylaktischer Countdown hat begonnen: Jetzt ist es Zeit für die Angst vorm Sterben.

Keuchend presst Ricardo seine Zungenspitze gegen die Zähne, taumelt aus den Büschen, bleibt mit dem Fuß an einer Plastiktüte hängen, hört sein eigenes Röcheln und reißt die Augen auf in der panischen Hoffnung, dass ein Auto anhält – er schnappt, schnappt, schnappt nach Luft.

Niemand bemerkt ihn, niemand hält, alle fahren vorbei.

Noch einmal bäumt er sich auf, dann sinkt er auf die Knie. Während er zur Seite kippt in den Busch, fliegt die Gemeine Wespe in Richtung Neandertal davon. Sie wird Ricardo Santos überleben um zwei Monate und zehn Tage.

Strikeout

IM SELBEN MOMENT IN BOSTON

Es ist zu heiß, und ihm fehlen die Worte.

Nach drei Wochen in der großen fremden Stadt hat sich Victor Faber aus Bochum an das rauschende Klappern der Klimaanlage gewöhnt. Es ist der Soundtrack des Sommers in Boston, und er kann sich sein Leben hier nicht mehr vorstellen ohne die künstlich kühlen Nachmittage, die er in Nicks Apartment am Scrabble-Brett verbringt, allein im Kampf gegen hundert Plastikbuchstaben und die Löcher in seinem Kopf.

Die beiden Joker, blank und verheißungsvoll, sind in diesem Sommer seine liebsten Spielkameraden, wenn sein Sohn mit dem Team unterwegs ist. Wenn gar nichts mehr geht, wenn sein Kopf glüht, weil ihm 5738 Kilometer von zu Hause kein deutsches Wort mehr einfällt, dann ist so ein unbeschriftetes Plättchen die letzte Rettung, Frischluft für den Wortschatz.

Ein L, ein A, ein Z, O, R und K liegen gleichmütig auf dem Bänkchen. Und das Y, natürlich. Er hat sich vorgenommen, alles auswendig zu lernen, was man mit dem doofen Y anstellen kann, wofür gibt es Listen im Netz: Yuan, Pitaya, Oxyd, Ysop, Polymer. Manchmal merkt er sich die Begriffe und manchmal auch, was sie bedeuten.

Er hätte das nie mit den Schülern spielen sollen, warum sind damals sie nicht einfach ins Schauspielhaus gegangen: zwei Stunden *Physiker* mit Musik und tieferer Bedeutung, für jeden ein Spaghetti-Eis auf dem Heimweg, fertig.

In acht Jahren hatte kaum ein Zwölfklässler von ihm wissen wollen, was Sprache und Literatur so besonders macht, sondern nur, was man wissen müsse, um nicht am System zu scheitern. Alle wollten sie be-, nicht verstehen, sei's drum, er nahm es gelassen, schulterte seinen Rucksack und ging rüber in die Turnhalle, wo hochmotivierte Siebtklässler beim Hockey mit Plastikschlägern auf ihre Schienbeine eindroschen.

Aber dann hatte er, als die Sammelbestellung der *Dreigroschenoper* nicht rechtzeitig eingetroffen war, in der Mittagspause drei Scrabble-Schachteln im Erdgeschoss der großen Buchhandlung erstanden und beim neunten Deutsch-Leistungskurs seines Lehrerlebens eine unerklärliche Leidenschaft entfacht fürs Deklinieren und Konjugieren, für das lukrative Ä, Ö und X auf rotem Grund. Erst hatten einige Schüler augenrollend abgewinkt bei diesem »analogen Omma-Spiel«, doch bald schon wurde das dunkelgrüne Stoffsäckchen zu jedermanns Wundertüte, und dann jubelten sie, Linda, Tim und all die anderen, wenn sie zum Q noch das U zogen, und kämpften zähnefletschend um Punkte wie früher um die Disco-Verlängerung am letzten Abend im Landschulheim.

Verblüfft stellte Victor fest, dass ein Dutzend Schüler alles nachzuschlagen begann, was ein Begriff hätte sein können. Sie lebten nur dafür: verbundene Wörter ohne Zusammenhang. Und er applaudierte ihnen mit einem Lachen, als ihre fliegenden Fingerspitzen die 26. Duden-Auflage zerfledderten, elf Mädchen und fünf Jungen, die stritten und strahlten, Doppelstunde um Doppelstunde, und ihr Lehrer Faber nannte es lexikalische Vertiefungsübungen zu Flexion und noch irgendwas, das nach Lehrplanvorgaben klang.

Reclam-Hefte blieben unbeachtet in den abgewetzten Rucksäcken, Werther musste ohne sie sterben, und um den Stress einer mündlichen Prüfung zu simulieren, versuchten sie eine Gedichtanalyse in der Pause eines Tretbootrennens. Hechelnd

und dümpelnd, mit Sonne im Gesicht, hörten sie Herrn Faber zu, der Erich Fried vorlas: »Das Leben wäre vielleicht einfacher, wenn ich dich nicht getroffen hätte. Es wäre nur nicht mein Leben.«

Und irgendwer sagte, nach endlosem Schweigen: »Gedichte sind doch irgendwie wie Scrabble, oder? Wenige Buchstaben, aber an der richtigen Stelle.«

Victor hebt den Kopf, manchmal hilft es, den Blick vom Brett zu nehmen und aus dem Fenster zu schauen, bis die Buchstaben einen Sinn ergeben, der im Wörterbuch steht. Er spielt wieder mal gegen seine abschweifenden Gedanken und die amerikanischen Temperaturen. Unten auf der Straße heult sich ein Krankenwagen durch die Fairfield Street, ein UPS-Lieferant blockiert die Fahrbahn.

Ein vibrierendes Ping verrät Victor, dass eine Nachricht eingegangen ist. Während er sich drei neue Steine aus dem Beutel greift, tippt er auf seinem Smartphone das Mail-Symbol an.

Marie hat ihm geschrieben. Marie hat ihm geschrieben mit dem Betreff Nicht so gut.

Typisch Marie: Nie schreibt sie ›schlecht‹ oder spricht von ›beschissenen Neuigkeiten‹, wenn die Neuigkeiten beschissen sind; bei Marie ist alles immer ›weniger positiv‹ oder eben ›nicht so richtig gut‹, weil darin immerhin noch ein ›gut‹ steckt. Als die Ärztin damals am Telefon sagte, sie müsse sich wirklich beeilen, wenn sie sich noch von ihrem Vater verabschieden wolle, da schluckte Marie einmal trocken und sagte zu Victor, der sie fragend ansah: »Er hat sich nicht verbessert, der Zustand.«

Es ist eine lange Mail, und Victors Augen springen nach Lieber Victor nicht in die zweite Zeile, sondern seltsam quer durch den Text, sie entdecken Wörter, deren Zusammenhang er nicht wahrhaben will, weil es Wörter sind, die bisher nicht

in Marias E-Mails standen, fremde Wörter wie Zytostatika oder Pertuzumab oder Mortalität. Marie schreibt tatsächlich nicht von ihren Überlebenschancen, sondern von rückläufiger Mortalität. Sie wolle nicht klagen, liest Victor, aber sterben eben auch nicht –

... jedenfalls noch nicht. Und natürlich ist ein fortgeschrittener Tumor in der Brustdrüse nicht so gut, aber weil ja laut Internet und laut Frau Dr. Krominger die Mortalität rückläufig ist, muss niemand verzweifeln, denke ich.

Ich habe mich nun aber gefragt, wie wir es mit der Scheidung machen sollen. Wir hatten uns ja darauf geeinigt, und ich suche schon die ganze Zeit nach Wohnungen, um aus der Pension rauszukommen. Aber wenn du nächsten Sommer nach deinem Sabbatical zurückkommst, geht es mir mit einer normalen Wahrscheinlichkeit schon etwas schlechter. Sollen wir alles früher regeln? Vielleicht möchtest du nachdenken über diese Fragen und etwas entscheiden.

Ich schreibe jetzt auch eine Mail an Nick. Hast du sein Spiel gestern live im Fernsehen angeschaut? Bestimmt. Ich habe schon gelesen, dass sie leider nicht so super waren wie vorgestern, und schaue mir nach meiner Schicht noch die Zusammenfassung auf dem Tablet an. Baseball macht mir mehr Freude als der netdoktor, das habe ich auch der Ärztin gesagt und ihr ein Foto von Nick im Trikot gezeigt. Sie hat mir versprochen, wenn ich eine vorbildliche Patientin bin und überlebe, darf ich ihr irgendwann die Regeln erklären. Du könntest das besser, ich weiß, aber ich bin gern noch eine stolze Sportler-Mama, solange ich da bin.

Ist es immer noch so heiß in Massachusetts? Bochum könnte auch mal wieder Regen vertragen. Du solltest besser frühmorgens laufen gehen, Hitze ist im Alter nicht so gut, dein Kreislauf ist immerhin auch schon 52 ;-)

Bis bald vielleicht,
M.

Victor legt die Spielsteine ab, seine Finger haben sich um ein N, ein A und ein I geschlossen, die kleine rote Abdrücke hinterlassen. Er schaltet das Telefon nicht aus.

Sein Blick verschwimmt über zehn Wörtern, die richtig und unwichtig sind. Marie ist krank, und nun warten auf der grünen Plastikleiste noch K, R Z und O auf die nächste gute Idee von Victor Faber, Lehrer für Deutsch und Sport, Ehemann (getrennt) und Vater, der an diesem 11. Juli schief und ratlos auf dem Stuhl sitzt im Gästezimmer seines Sohnes.

Nach wenigen Sekunden stellen die Synapsen eine Verbindung her zwischen den Zeichen und dem Fremdwortschatz:

Karzinom, überlegt Victor, das wäre ein Bingo. K-A-R-Z-I-N-O hab ich.

Ihm ist eiskalt, und ihm fehlt das M.

Eben nicht

ROM

Abends kurz vor acht sind die alten Steine angenehm warm.

Am Ufer des Tiber, auf einer Mauer mit Geschichte, blinzeln Linda und Tim in die Sonne hinterm Petersdom. Die Luft sirrt über dem Wasser, am Brückengeländer hat auf Höhe des mittleren Bogens eine Schulklasse Aufstellung genommen. Eine Lehrkraft fuchelt, die Spiegelreflexkamera wie einen Granatwerfer vor der Brust, die Großen sollen nach hinten, die Kleinen gehen nach vorn und wollen nicht klein genannt werden, in zwei Stunden ist die Sonne weg, dann sind Foto und Augenblick im Eimer und die Klassenfahrt für immer, für immer vorbei.

»Der Himmel ist photogeshoppt, oder?« Tim trinkt abwechselnd aus der Wasser- und der Weinflasche.

»Mhm, kann sein.«

»Du bist doch Graphikdesignerin, du müsstest das sehen. Alles tipptopp strahlend blau bearbeitet. Ganz Rom, die komplette Silhouette, eine einzige große Touristengraphik! Oder? Findste nicht? Leuchtet doch voll unnatürlich.«

Linda stützt sich ab, ihre Füße baumeln gegen die Ufermauer, der Stein kratzt an ihren nackten Waden, aber sie muss probieren, wie nah sie mit ihren Espadrilles ans trübe Wasser kommt, ohne dass die Sohlen nass werden.

»Ist noch was drin?«, fragt Linda. Sie sieht die Weinflasche und nicht ihren Freund an.

»Klar.«

»Danke.«

»Prego.«

Mit einem Ächzen lässt Tim sich rückwärts sinken und verschränkt die Arme hinter dem rasierten Kopf.

»Also, ich find's cool in diesem ollen Rom, Lindi. Ich bin heute so entspannt, ich weiß nicht mal, welchen Wochentag wir haben. Hier kommen wir auf jeden Fall noch mal her, mindestens einmal, mindestens.«

»Ja?«

»Si, Signora. Ist doch super. Kann man ja gar nicht alles gucken in vier Tagen. Ist ja viel zu viel, die ganze Geschichte und so.«

Linda hält die fast leere Weinflasche gegen das Licht.
»Signorina, nicht Signora.«

Tim lacht. »Oh, Entschuldigung, *Fräulein* Bernikov. Aber«, er dreht den Kopf zu ihr, »wir könnten ja heiraten. Oder? Ich meine, bevor wir das nächste Mal herkommen. Oder, genau, Flitterwochen in Rom, wie cool wär das bitte!« Er schickt noch ein Lachen hinterher und wartet, dass seine Freundin einstimmt, doch sie lacht nicht, sie lacht überhaupt nicht.

»Vielleicht«, sagt Linda und fühlt, wie die Sonne noch jede einzelne Pore auf ihren Oberschenkeln wärmt, »hab ich ja gar keine Lust.«

»Keine Lust, hallo? Rom ist ja wohl die Hammerstadt mit dem, was man alles gucken und machen kann. Und du findest doch das Essen super, hast du jedenfalls gesagt, wieso solltest du keine Lust haben, in ein oder zwei Jahren noch mal herzukommen?«

Auf der Brücke Vittorio Emanuele sagt der Lehrer sehr laut »So!«, und als er die Aufmerksamkeit der Klasse hat, erklärt er, sehr viel leiser, irgendetwas, was mit dem Vatikan zu tun haben muss, denn dorthin weist sein nach hinten gestreckter Arm,

während er die Großen und die Kleinen nicht aus den Augen lässt.

Linda sagt: »Irgendwie erinnert der mich an den Faber.«

Die Hand schützend über die Augen gelegt, beobachtet sie den Lehrer beim Erklären, auch wenn nicht zu verstehen ist, was er über die Stadt oder die Päpste weiß und in diesem Moment weitergibt.

»Oder? So von der Optik und wie der vor der Klasse steht?«

»Faber hat nicht so gefuchelt«, bemerkt Tim.

»Nee, das nicht, aber der hat sich auch immer so verbogen, um auf die Tafel zu zeigen.«

»Mhmm. Aber ...«

»Ja?«, sagt Linda.

»Immer wenn du irgendwas doof findest, lenkst du ab, anstatt einfach zu sagen: ›Ich hab keine Lust, nächstes Jahr schon wieder nach Rom zu fahren.‹ Kannst du doch einfach sagen. Warum tust du so, als hättest du mich nicht gehört, muss doch nicht sein!«

»Tim?«

Linda zieht die Beine etwas an und dreht sich zu dem Mann, der seit dem fünfjährigen Abitreffen ihr Freund ist.

»Jaaa?« Er richtet sich langsam wieder auf.

»Ich bin fünfundzwanzig ...«

»Weiß ich. Bin ich auch.«

»... und ich hab noch nicht entschieden, ob ich noch mal nach Rom will.«

»Aha.«

»Oder wann. Oder wie oft.«

»Okay. Und mit wem, auch nicht?« Tims Stimme kiekst ein bisschen, er hatte noch einen Schluck Wasser im Mund.

»Ja, keine Ahnung, ich meine ...«

Tim sieht sie an und streckt die Hand nach der Weinflasche aus.

»Ist fast leer, kannst du austrinken. Tim, ich mein ja nur – wieso soll und ... und wie kann ich denn jetzt bitte wissen, was passiert ... irgendwann?!«

»Du willst keine Flitterwochen.« Er hat die Weinflasche an den Lippen und trinkt nicht. »Dann halt nicht.«

»Ich weiß noch nicht mal, ob ich überhaupt heiraten will. Wie kommst denn du jetzt überhaupt auf so was?«

»Ich dachte halt, weil's hier schön ist.«

»Ja, aber woanders isst auch schön! Ich plan doch jetzt nicht unsere Urlaube bis 2044, oder was?!«

Tim hat ein Knurren in der Stimme: »Flitterwochen sind ja wohl kein normaler Urlaub.«

»Kannst du mal mit dem Flitter ... Heiratsscheiß aufhören, ich hab echt gerade andere Sorgen!«

»Scheiß? Ja, schönen Dank auch! Boah ... Hast du deine Tage, oder was?«

»Nee!! Hab ich nicht, du blöder Arsch! Hab ich eben nicht!«
Da ist es 19 Uhr 46.

In die Schulklasse ist Bewegung gekommen, eine zweite Lehrerin ruft immer abwechselnd »Bitte!«, »Leute!« und »Hallo?!«, um die Gruppe zu disziplinieren, ihr Kollege postiert sich derweil mit zwei Meisterschülern, die ebenfalls mit einer Spiegelreflexkamera bewaffnet sind, am Geländer. Sie planen offenbar irgendeine kühne Perspektive auf das Castel Sant'Angelo, legen Fotoapparat und Kinn auf die schmutzig weiße Steinbrüstung und warten auf den richtigen Augenblick, vielleicht einen Vogelschwarm im Hintergrund.

»Leute! Hallo?! Bitte!«

Einer der großen Schüler hat einer kleineren Schülerin die weiß-grün-rote Basecap vom Kopf gerissen, er fuchtel damit über dem Brückenrand und droht, sie ins Wasser fallen zu lassen.

»Hallo?! Leute! Bitte!«

»Und jetzt bist du schwanger, oder wie?«

Tim hat irgendwo am Boden der Rotweinflasche seine Sprache wiedergefunden, aber seiner Freundin kann er gerade nicht in die Augen schauen.

In Lindas Blick ist ein wildes Funkeln, ihre Wangen glühen, dünne helle Strähnen scheinen vor ihrer Stirn zu zucken.

»Und?«, sagt sie so laut, dass ein Rentnerpaar auf der Promenade synchron erschrickt, »und was, wenn, Tim? Was dann? Hä? Was?! Dann!?!«

Weil Tim den Mund geöffnet, aber keine Antwort zu Stande gebracht hat, fügt sie hinzu: »Heute ist übrigens Mittwoch.«

Das Mädchen auf der Brücke schnappt im Sprung nach der bunten Mütze am ausgestreckten Arm ihres Mitschülers, sie rempelt ihren Lehrer an, als sie strauchelnd wieder landet, und dessen große Kamera fällt in den schlammigen Fluss.

»Bitte! Leute! Hallo?!«

Es ist nur ein Tier

KÖLN

Eva Winter hat die Klingel getestet und sehr laut eingestellt, sie ist sich ganz sicher, dass es ausgerechnet in dem Moment läuten wird, wenn sie aufs Klo geht, aber irgendwann hält sie es nicht mehr aus. An der falschen Wand des fensterlosen Badezimmers tastet sie nach dem Lichtschalter, und als sie ihn schließlich gegenüber gefunden hat, stellt sie fest, dass ihre Vermieterin offenbar den Strom komplett abgestellt hat.

Als sie um 19 Uhr 48 die leicht klemmende Klappe des Sicherungskastens öffnet, fällt ihr ein gefaltetes Blatt vor die Füße: Darauf sind die Nummern der Sicherungen und die dazugehörigen Räume in Druckbuchstaben aufgelistet – ›hätte Papa genauso gemacht‹, fällt Eva ein, und sie weiß, sie muss sich an dieses ›hätte‹ gewöhnen, das man benutzt, wenn jemand nicht mehr lebt und nichts mehr tut, der alles für einen getan hat, achtundvierzig Jahre lang. Noch nicht mal gezuckt hat ihr Vater, als sie vom Schreiben erzählte, von den Ideen und Geschichten, die sie zum Leben erwecken und zum Beruf machen wollte, neugierig war er, auf seine sorgfältige und höfliche Art; und dass das Vorlesen damals, Anfang der Siebziger, noch weit verbreitet und ein schönes Ritual gewesen sei, noch dazu bei ihr offensichtlich sehr nachhaltig, das freute ihn ohne Abstriche, und so beruhigte er auch Evas Mutter.

Wenn Eva nach dem schlimmsten Tag ihrer erwachsenen Erinnerung zu ihren Eltern gegangen wäre, wenn sie das, was

ihr so unsagbar weh tat, damals hätte teilen wollen, dann hätte sie stillen starken Trost gefunden, das wusste sie ganz sicher. Aber das liegt ein halbes Leben zurück, und ausnahmsweise wollte sie ganz alleine traurig sein, wollte später noch Unmengen von Familienfreude teilen, die sie alles andere vergessen ließe, ganz sicher. Denn Luise Winter wusste nicht, dass sie etwas zu laut geredet hatte, an irgendeinem Weihnachtstag bei offener Küchentür, als sie mit Tante Margot über Evas kleinen Bruder sprach, der 1972 unterwegs gewesen war und es nicht schaffte ans Licht der Welt. Sascha sollte er heißen, und Eva sollte nichts davon wissen. Im Flur biss sie sich auf die Lippen und schlich davon. Und als dieselbe untröstliche Scheiße zwanzig Jahre danach passierte, wollte Eva ihre Mutter nicht an das Vergangene erinnern, wollte weder darüber grübeln noch sprechen, ob das Pech vererbtes Pech war.

Seit letztem Freitag bleibt von ihrer Familie eine Platte aus Granit unter rotem Ahorn.

Mit dem Fingerknöchel drückt Eva alle Schalter hoch – in der Küche springt die Lampe an der Dunstabzugshaube an und beleuchtet die feine Staubschicht auf dem Ceranfeld. Den Zettel nimmt sie mit ins Bad. Auf die Rückseite hat jemand etwas gemalt, entweder mit großer Eile oder nicht so großem Talent: eine Sonne, eine Blume, einen Elefanten im Matsch. Einen schlammigen Elefanten mit zu großem Kopf.

Er hatte keinen feinen Bleistift zur Hand, denkt sie, er hatte nur bunt. Sonst wär der ja nicht braun, der Elefant, sondern grau. Braune Elefanten gibt's nicht.

Erst jetzt bemerkt sie die außergewöhnlich langen, eigenartig gewundenen Zähne des Tiers, und daneben hat der Zeichner geschrieben: *Alles nicht schön, aber alles für dich. Du bist nämlich schön und alles für mich. Dein Großwildjäger*

Die WC-Spülung rauscht beeindruckend leise und kräftig zugleich, Eva setzt sich auf den Badewannenrand und versucht, sich den Mann vorzustellen, der für die Frau, die hier gewohnt und gebadet hat, ein so seltsam proportioniertes Mammut gemalt hat; den Moment, in dem sie es freundlich oder dankbar oder überrascht entgegengenommen hat, und den Moment, sehr viel später, in dem sie beschlossen hat, dass das nur ein Zettel sei, den man umdrehen kann und weiterverwenden, warum nicht zum Beispiel für die Beschriftung der Sicherungen – als wäre die Stromversorgung von nun an wichtiger als diese wilde und schöne Liebeserklärung.

Ein Kloß im Hals: Eva Winter möchte eine Million Augenblicke erleben in der Geschichte dieser anderen Frau und ihres Großwild-Lovers. Sie will ihn vor sich sehen, die Zungenspitze zwischen den Lippen, wie er mit seinen bunten Stiften ein Tier für die Ewigkeit aufs weiße Blatt kritzelt; wie er die Zeichnung vorm Schlafengehen grinsend unter den Kaffeebecher schmuggelt, den seine Freundin sich für den nächsten Morgen bereitgestellt hat neben der Knäckebrot-packung, sie muss ja früh raus, und jede Minute Schlaf ist kostbar; stutzen wird sie und staunen, ja, wahrscheinlich wird sie verwirrt das Kaffeepulver in den Toaster anstatt in den vorbereiteten Filter schütten und wird den Mann mehr lieben als zuvor und ganz bestimmt für immer und sie –

Es ist nur ein Tier – mit dem Handrücken trocknet Eva die tränennasse Wange –, nur ein ausgestorbenes Zottelvieh, von einem Mann, den ich nicht kenne, nur ein beschissener Zufall, also hör auf zu heulen, Eva Winter, und geh was einkaufen oder eine rauchen oder ... sag den Nachbarn guten Tag oder ... Mach irgendwas!

Sie kann nicht.

Sie kann nicht einkaufen, sie muss ja hier, wo sie ihre nächsten Jahre verbringen wird, auf die Gegenstände ihres Lebens

warten: auf die schwere Topfpflanze, die sie ins Wohnzimmer stellen, auf die Energiesparlampen, die sie einschrauben, auf den Badmintonschläger, den sie bis zum Winter im Keller lagern, und auf das Bett, in dem sie immer ausschlafen will und niemals träumen von dem Stofftier, klein, braun und flauschig, das sie geschenkt bekommen hat vor langer Zeit.

»Ich muss dich allein lassen«, hat ihr Freund damals gesagt und eine pathetische Pause gemacht, die Hände hinterm Rücken versteckt, »ich soll mit auf Klassenfahrt, Berlin, für vier Tage. Blöd – aaaber«, er zauberte das knuffig-plüschige Mammut hervor, »der Kollege hier, der passt auf dich auf.«

»Was ist das denn für'n kleiner Hund?«, fragte sie lachend.

»Das ist doch kein Hund, das ist ein Mammut! Ein ... Beschützer ... ein Wachmammut! Einerseits wahnsinnig gefährlich – hier, guck, die scharfen Zähne –, aber eben auch sehr anschmiegsam.«

»Verstehe. Danke.«

Ihr höfliches Lächeln verriet, dass sie das ein bisschen zu kindlich-romantisch fand.

»Kannste auf deinen Bauch legen, dann bewacht es unseren Kurzen gleich mit. Hab ich mit deiner Frauenärztin geklärt.«

»Haha, alles klar. Und wie heißt es?«

»Es? Ähm, das Wachmammut, das ... heißt ... Wama! Wach-Mammut: Wama, so heißt es! So, hier: Wama – Eva, Eva – Wama. Euch kann nichts passieren.«

Sie hat nicht gemerkt, wie sie das Blatt mit einer Hand zerknüllt hat.

Jedem kann alles passieren.

Aber das wussten sie ja vor vierundzwanzig Jahren noch nicht. Victor nicht und sie auch nicht.

Eva presst das Papier gegen eine Wandfliese hinter der Badewanne und streicht darüber, um es zu glätten, ein Dutzend Mal.

Es sollte doch

BOCHUM

Die Zahnpasta, verdammt.

Kathy Ziemer hat die Zahnpasta vergessen. Wie soll Greta sich die Zähne putzen, wenn sie als Mutter nicht imstande ist, die Zahnpasta einzupacken. Sie muss irgendwo welche besorgen, es muss hier doch Zahnpasta geben, »verdammt nochmal!«, schreit sie, und dann noch einmal: »Verdammt!«

Sie streicht sich die verschwitzten Haare aus dem Gesicht und wirft die rot-schwarze Sporttasche auf den Linoleumboden. Eine Ärztin zuckt im Vorbeigehen zusammen, und die sommerprossige Krankenschwester auf dem Stuhl neben ihr sagt: »Frau Ziemer, alles in Ordnung? Die Psychologin ist gleich hier.«

Alles ist das Gegenteil von in Ordnung, aber Kathy hat keine Kraft oder Geduld, das zu erklären, das Weinen und Schwitzen hat sie so erschöpft, sie will nur nicht, dass noch mal jemand fragt, ob alles in Ordnung ist, und sagt einfach sehr leise: »Danke.«

»Und Sie versprechen mir, dass Sie nicht wieder ohnmächtig werden, ja?«

Kathy nickt stumm und wehrlos und sucht zum hundertsten Mal in der falschen Hosentasche nach ihrem durchgeweichten Taschentuch.

Nachdem Roland sie angerufen hat, spulte sie ohne nachzudenken die gleiche Routine ab wie letztes Jahr bei den Polypen:

Kind ist krank, Kind muss in die Klinik, Kind braucht Sachen zum Übernachten, wo ist die Sporttasche, das Nachthemd mit dem Schaf, das Einschlafbuch, die frische Wäsche, die grüne Zahnbürste, die ... – irgendwo zwischen Kleiderschrank und Bad muss sie registriert haben, dass das hier schlimmer ist als die Polypen, viel schlimmer, und dass jetzt nichts unwichtiger sein könnte als Gretas Zahnpflege.

Von den Bruchstücken, die ihr Mann kurzatmig berichten konnte, hat sie nur die fürchterlichsten verstanden, sie fragte noch, ob Bergmannsheil oder St. Josef, sie würde sofort ins Auto springen oder vielleicht besser ein Taxi, dann hat sie im Hintergrund schon die Krankenwagensirene gehört, Roland würde ihr whatsappen, in welches Krankenhaus sie Greta bringen.

Als er das sagte, war seine Tochter nicht bei Bewusstsein, und die Prinz-Regent-Straße roch nach heißem Gummi.

Nachdem sie sich geschnäuzt hat, dreht Kathy Ziemer sich langsam zu der Schwester: Sie merkt, dass ihre Wut irgendwo hinmuss, und da sitzt sie doch, die Schwester Irgendwer, da sitzt sie und rettet nichts und niemanden:

»Ähm, Entschuldigung, Frau ...«, Kathy schaut erst auf die Sommersprossen und entziffert dann an ihrer verschmierten Schminke vorbei den Namen auf dem kleinen Plastikschild, »Schwester Lucia, ja?«

»Soll ich Ihnen noch Wasser bringen, Frau Ziemer?«

»Haben Sie mich gerade gefragt, ob alles in Ordnung ist, Schwester Lucia?«

»Ich wollte –«, setzt die Krankenschwester an, wird aber sofort von Kathy unterbrochen:

»Sie haben aber schon mitgekriegt, dass meine Tochter dadrin ist, oder?« Kathy Ziemer wird lauter. »Sie haben mitgekriegt, dass irgendein ... irgendein blöder Wichser meine Tochter Greta über den Haufen gefahren hat?!«

»Entschuldigung –«

»Ihr Chef«, schreit Kathy Ziemer und zeigt auf den Durchgang zum OP, »Ihr Chefarzt hat gesagt, er ... er kann ... die inneren Verletzungen ...«, ihr Schreien wird ein Schluchzen, »er kann ... nur versprechen, dass er alles versucht, haben Sie das etwa nicht mitgekriegt?«

»Frau Ziemer –«

»Und Sie wollen, dass ICH Ihnen verspreche, nicht umzukippen?! Geht's noch?«

»Bitte, Frau Zie –«

»Geht's noch??«

Schwester Lucia steht zögernd auf und räuspert sich. Sie will etwas sagen, aber sie bringt kein Wort mehr heraus.

Wenn sie diese Schicht übersteht und die Dinge, die sie nicht ändern kann, dann nur noch den Donnerstag aushalten, und dann hat sie ihren halben freien Freitag, das ist das Ufer, zu dem sie schwimmen muss.

In diesem Moment kommt Roland Ziemer von der Herrentoilette und geht zu seiner Frau, sein Gesicht glüht rot unterm Dreitagebart, Wasser trieft ihm von Schläfen und Wangen, er ist barfuß.

»Schatz? Was ist mit ...«

Er fasst Kathy am Arm, sie hält den Kopf gesenkt, die Schultern sind nach vorne gesackt.

»Entschuldigung«, sagt Roland Ziemer zu Schwester Lucia, »die Psychologin, es sollte doch ... es sollte doch eine Psychologin ... Oder?«

»Gleich. Kommt gleich. Ich muss!«

Damit verschwindet die Krankenschwester hinter einer Tür mit der Aufschrift *Zutritt verboten – Röntgen*.

Seufzend und nicht zu fest legt Roland den Arm um seine Frau, schaut einfach geradeaus und streicht ihr sehr langsam sehr gleichmäßig über den Rücken. Im nächsten Moment

atmet er pfeifend aus und starrt plötzlich auf seine Füße – war er jemals ohne Schuhe in einem Krankenhaus, er weiß es nicht, vermutlich nie. Er verflucht jeden Gedanken, der ihn von Kathy und Greta ablenkt.

»Kommt gleich, Schatz«, murmelt er, »Psychologin kommt gleich.«

Es ist 20 Uhr 58. Die Not-OP von Greta Ziemer, dreieinhalb, aus 44 801 Bochum hat begonnen.

»Roland ...« Kathys Stimme ist nur ein dünnes Wimmern in der klimatisierten Luft des Wartebereichs.

»Ja, Schatz, was denn? Was ist denn?«

»Die Zahnpasta.« Kraftlos deutet sie mit dem Kinn auf die Sporttasche vor ihren Füßen. »Ich hab die Zahnpasta vergessen.«

Elf Minuten später

AUF DER A 3

Marie hat gerade das Mailprogramm und den Browser geschlossen, als ihr Kollege Adam in der Tür steht, Lederhandschuhe und Helm unter die Achseln geklemmt, und so laut niest, als wollte er sein Taschentuch zerstören.

»Musst du mich so erschrecken?«

»Hast du mich nicht gesehen, Schimmi?«

»Kannst du nicht erst prusten und dann reinkommen?«

»Ja, sorry, soll ich noch mal raus, oder ...?«

»Was ist denn los, Adam? Unfall?«

»So was Ähnliches.«

Die Motorradpolizisten Marie Faber-Schiemann, die alle nur Schimmi nennen, und Adam Wójcik, den alle nur Adam nennen, erreichen den Rastplatz Bachtal am 11. Juli 2018 um 20 Uhr 07. Da hinten im Gebüsch liegt Ricardo Santos und ist tot. Zwei junge Leute aus Walsum haben auf dem Weg nach Frankfurt hier angehalten, weil sie nicht im Auto kiffen wollten, und bei dieser Gelegenheit den leblosen Mann entdeckt.

»So, junge Herrschaften«, sagt Polizeimeister Wójcik zu ihnen, während er abwechselnd ihre Personalausweise und den Leichnam mustert, »Sie haben sich also hier übergeben? Oder war das schon da?«

Marie atmet tief ein und aus, dann sieht sie auf die Uhr und sagt »So!« wie ihr Kollege.

Der tote Fahrer im Gras ist eine Aufgabe, auf die sie sich konzentrieren kann. Inklusiv Papierkram wird dieser Fall von Unglück sie für den Rest ihrer Spätschicht beschäftigen, und Tun ist besser als Warten. Wenn dann schließlich ihr Chef zum Nachtdienst in die Polizeiwache Mettmann kommt, dann wird sie die Tür zu seinem Büro hinter sich schließen müssen, ohne dass es irgendeiner der Kollegen mitbekommt, und ihm auf den Tisch legen, was Dr. Krominger, Fachärztin für Frauenheilkunde, zu ihr gesagt hat: Dass das natürlich nicht gut sei, aber andererseits wisse man eben nicht genau, nur er als Vorgesetzter müsse doch informiert sein, sie wolle hier nicht etwa ein Geheimnis sein und krank über die A 40 fahren, man müsse es ja melden, oder?

Hans-Peter Hess ist ein guter Chef und soll nicht überrascht sein, wenn irgendwann das Schicksal Maries Arbeit schwer, schwer beeinträchtigt, von einem Tag auf den andern: So ein Krebs, Chef, na ja, was solle man da sagen. Ach, aber die Mortalität übrigens, die sei rückläufig, gute Schicht und gute Nacht!

Domino

SPÄTER IN ROM

Die Limettenscheibe dümpelt im vierten Gin Tonic, und der Barkeeper mit dem schiefen Schneidezahn und dem eckigen Englisch heißt Stefano.

Linda Bernikov wäre gerne schneller betrunken und müde, sie möchte in ihr Zimmer im Hostel zurückgehen, möchte verzichten aufs Zähneputzen und Diskutieren, ach, warum muss sie noch einmal schlafen neben dem Mann, den sie nicht mehr lieben will, sie hätte gern ein Rückflugticket in die Mensuration, jetzt und ab hier, mit Gin Tonic im Handgepäck, sonst nichts.

Tim hat es versucht in seiner Tim-Fellner-Art – diskutieren, einen Scherz machen oder zwei, die bittere Tatsache herunterspielen, dass sie beide gemerkt haben, wie blöd die Idee mit der Rom-Reise war, direkt nach dem Umzug – und wie noch viel blöder dieser Umzug in ihre erste gemeinsame Wohnung, die auch ihre letzte sein wird, daran kann es doch keinen Zweifel mehr geben.

Er kann doch nicht wollen, grübelt Linda, dass ich jemand anders bin oder werde, so wie ... wie ... – er kann doch nicht ein Leben planen, das gar nicht seins ist.

Sie weiß, sie hat sich zu viel versprochen. Und ihm auch. Zu viel versprochen von zusammen einschlafen, aufwachen und frühstücken. Dabei mag sie doch seine Ideen und seine

Beharrlichkeit, sie wollte doch alles schön finden, was er in diesen drei zusammen gemieteten Zimmern sah, noch bevor sie neu gestrichen waren. Linda wollte sich selbst ein bisschen weniger feige finden und erwachsener benehmen, und jetzt weiß sie nicht mehr, warum. Jetzt will sie nur noch ohne Ziel und Plan die Limette im Gin Tonic sein, will nur diesen Augenblick hier besser machen und darüber hinaus nichts perfekt.

Stefano blinzelt herüber, er hat ihr Glas schon mindestens ebenso oft gecheckt wie den Ausschnitt ihrer blauen Bluse.

Sie wird ihm sagen müssen, klipp und klar, Tim, ich will ins Bett und nur schlafen, ich bin nicht die, die du suchst, und morgen fliegen wir zurück, wir regeln den Rest, wie Erwachsene machen wir das. Ich suche mir was Neues, so schnell wie möglich, eine Wohnung, meine ich.

Und er wird fragen, wie er denn ihre gemeinsame Wohnung wohl allein zahlen solle und –

Und wenn du schwanger bist?

Der Mann, mit dem sie seit letztem Jahr sehr gern geschlafen hat, wird fragen: Und wenn du schwanger bist, Linda?

Sie steckt den Zeigefinger ins Glas, um die Limette nach unten zu drücken. Und wenn ich schwanger bin, dann weiß ich nicht, dann weiß ich überhaupt nicht.

Die schmale Fruchtscheibe schwimmt sprudelnd wieder nach oben.

Dann will ich nicht allein sein und auch keinen Ring am Finger, dann will ich das nicht durchstehen und vermässeln auch nicht. Ich will bitte nicht, dass in meinem okayen Leben von jetzt auf gleich alles, alles anders wird.

Der Barman summt etwas und spült Weingläser, die schon sauber sind. Linda schaltet ihr Handy ein, das das Datum anzeigt, und rechnet neun Monate vor. Für das Gespräch mit ihren Eltern denkt sie sich verschiedene Eröffnungssätze aus,

in denen jeweils das Wort ›Geld‹ vorkommt. Plötzlich würde Linda gern ihre Oma stolz machen, solange die noch lebt und hofft. Die Taufe, das Sparbuch, die Einschulung. Sie fühlt Übelkeit, ein Brennen.

Eine Gitarre rupft Lindas Gedanken auseinander. Stefano hat offenbar eine Playlist für allein reisende Touristinnen in seiner heimeligen Bar in der Via della Pace, und jetzt singt Frank Turner gerade, sie solle nicht entscheiden, was sie finden will, bevor sie sich auf die Suche macht.

Tim to say good-bye.

Linda verschluckt sich bei dem Gedanken, wie sie jetzt zu Hause über dieses schlechte Wortspiel lachen würde.

Ich hab definitiv zu viel getrunken.

Die Erkenntnis, wie ein Satz im Spiegel, scheint auf die dekorative Leiste unter Stefanos Flaschenvorrat geschrieben und blinkt Linda entgegen. Dass sie »definitively« schon jetzt »wayyy too much« getrunken habe, das sagt sie auch dem freundlichen Einschenker, und er möge ihr doch noch einen Drink machen, »the last one ... today! I promise.«

Auf einen werbefreien Bierdeckel hat sie eine Reihe von Limettenscheiben an einem Abgrund gezeichnet, die einander wie Dominosteine anstoßen, die letzte Limette ganz rechts schwebt über dem Nichts.

»So before you go out searching, don't decide what you will find ...«

Erst muss sie sich von diesem Mann trennen, dann von dem Kind, das er ihr gemacht hat.

Oder – ich ziehe das halt doch alles allein durch!, überlegt Linda – eigene Wohnung, eigenes Kind, eigenes Leben, warum denn eigentlich nicht?! Dann muss ich jetzt aber echt mit dem Alkohol aufhören!

Darauf nimmt sie einen mächtigen Schluck vom letzten Drink und glaubt sich kein Wort.

Die Enttäuschung, verrät die Übersetzungsapp in Lindas Handy, heißt hier delusione, auch der test di gravidanza klingt irgendwie schön, aber es wird allmählich Nacht in Rom, und die Buchstaben sind plötzlich so klein in der fremden Sprache, was soll sie nur tun, was für ein Tag.

Die Liebe ist heute in den Tiber gefallen, und Linda muss ins Bett, sie will nach Hause, sie will nicht nach Hause, sie muss noch einmal von vorne anfangen. Was Schönes suchen zum Leben.

Karussell

BOSTON

Gejoggt ist er gerade mal die paar hundert Meter über die Commonwealth Avenue bis zur Statue von George Washington, dann ist er sinn- und ziellos kreuz und quer durch den Park gegangen, bis er irgendwann auf einer Bank neben dem Froschteich saß, Ellenbogen auf den Oberschenkeln und das Kinn zentnerschwer in die Hände gestützt, um Eichhörnchen zu zählen.

Eines nach dem anderen ist vorlaut an ihm vorbeigehoppelt – ›Na, Victor Faber, und was jetzt, was machste jetzt, Victor Faber, sag doch mal, sag doch mal, was machste denn jetzt?‹ –, und er hat beim Zählen die Zeit vergessen.

Wie trennt man sich von einer sterbenden Frau? Wird Marie sein Mitleid wollen, obwohl sie sonst nichts mehr von ihm wollte? Jetzt ist alles anders, rattert es durch Victors Kopf, aber für wie lange?

Eine Auszeit hat er nehmen wollen, denn er musste weg und neu anfangen, wollte bei seinem Sohn leben, zumindest für ein paar Monate, ein amerikanisches Abenteuer in Zeiten der abnehmenden Euphorie. Das alles zu planen war toll; Victor gefiel es, Dinge zu organisieren, die mittelfristig Zufriedenheit versprachen. Er machte eine Liste oder zwei, notierte, was er schon hatte und noch brauchte, er formulierte die Begründung für seine Direktorin, seine Textilreinigung, seine Frau, denn natürlich wollten alle wissen: Warum jetzt, Victor, warum

überhaupt, und was wollen Sie denn da drüben machen, Herr Faber?

Mit Anfang fünfzig hatte er einen Job, der ihn nicht langweilte, eine Frau, in die er sich nicht noch mal verlieben konnte, einen Sohn, der längst nicht mehr Kind war und mit einer Holzkeule Amerikas Sportwelt begeisterte. Was immer das Leben noch mit ihm vorhatte – Victor Faber brauchte neue Erinnerungen.

Er telefonierte mit Nick, so wie die Zeitverschiebung und Nicks Spiel- und Reisepläne es zuließen. Irgendwann hatten sie festgezurrert, dass das etwas Cooles werden sollte, eine Vater-Sohn-WG an der Ostküste. Nick würde ihm die Städte und Stadien des ganzen Landes zeigen, nach einem Auswärtsspiel in New York würden sie die Schluchten Manhattans durchstreifen und in Maine die Wälder wie begehbbare Geschichten von Stephen King. Diese Momente zwischen Sohn und Vater, sie würden für immer bleiben, daran wollte Victor gar nicht zweifeln, vielleicht lag vor ihm das beste Jahr vom Rest seiner Zeit.

Doch manchmal beim Skypen spürten sie beide und sprachen nicht aus, dass jeder für sich auch mit Marie noch ein Leben würde leben müssen, dass Nick auch seine Mutter irgendwann in das Land einladen sollte, in dem er seinen Traum zu amerikanischem Geld machte, sie durch seine große neue Welt führen, denn Marie war doch immer für ihn da gewesen. Eines Tages, ganz sicher, wollte Nick auch ihr einen der ›Monster Seats‹ im Fenway Park reservieren und unten vom Spielfeld den Baseball mit einem satten Knall hundert Meter weit hinaus jagen bis über die legendäre grüne Wand: Da säße Marie, sie hätte einen Lederhandschuh von ihrem Sohn und könnte dort oben seinen Ball fangen, siebenunddreißigtausend Menschen jubeln ihr zu, Boston bebt, unvergesslich. Eines Tages.

Natürlich wird Victor zurück nach Deutschland fliegen, natürlich. Gleich morgen oder übermorgen, sobald er mit Nick gesprochen hat. Inzwischen hat Marie ihrem Sohn sicher schon gemailt, und der hat versucht, seinen Vater anzurufen, aber Victor geht immer ohne Handy joggen.

Ein Kind hat ihm vom Karussell am Froschteich aus zugewinkt, der Polizist hat an seiner Bank den Schritt verlangsamt, ein Rentner hat sein E-Bike einhändig geschoben, Musiker haben ihre Instrumente auf einem Anhänger transportiert, eine Frau hat in ihr Handy gehustet, und vielleicht, rechnet Victor nach, hat er heute mehr Eichhörnchen gesehen als Marie noch Jahre vor sich hat.

Boston, Bochum – Bochum, Boston: Oft scheint es so egal, wo man ist, weil man ja einfach nur am Leben und nicht sonderlich unglücklich ist. Und dann gibt es Mittwoch, an denen wir überall sein können, aber nicht bleiben dürfen. Mittwoch, die einen Unterschied machen.

Marie und Victor waren so stolz in diesem Frühjahr, dass sie sich rechtzeitig zu trennen beschlossen hatten, bevor es frustrierend oder hässlich wurde, und wenn erst mal der Entschluss steht, wenn das Unschönste ausgesprochen ist, dann drücken die ratlosen Stunden nicht mehr so schwer auf die Zeiger.

»Wie emotional vernünftig wir sind«, hat Marie gesagt, »wir machen das gut, Victor, und dann tut so etwas nicht so weh, wobei es natürlich trotzdem weh tut.«

Auf jeden Fall muss er fliegen, auf jeden Fall, er muss bei Marie sein, sie sind doch noch verheiratet, in guten wie in lebensbedrohlichen Zeiten. Er wird etwas tun können und müssen, vielleicht fährt er seine Frau zum Arzt, zur Apotheke und zurück, vielleicht kauft er Blumen, Hörbücher und Scho-

kolinsen, trägt alles auf einem Tablett von der Küche ins Wohnzimmer zu Marie, und die trägt er von der Couch ins Bett, wenn es Abend wird.

Das alles wird er tun, so lange es getan werden muss. Das muss man so machen, das weiß er, und das macht man so, weil die Verantwortung keines von den Gefühlen ist, die verschwinden. Wer jemals geliebt hat, wird sich immer Sorgen machen.

46, 47, 48 Eichhörnchen, zählt Victor.

Wer am Ende des Spiels noch Steine auf dem Bänkchen hat, bekommt Punktabzüge.

Nein, er kann nicht ein neues Leben in Boston ausprobieren, kann nicht Scrabble spielen, bis sein Sohn nach Hause kommt aus Cleveland, Baltimore oder Chicago, er muss nach Deutschland, denn da liegt Bochum, wo seine Ehe war und seine Frau ist. Weil sie so gute Freunde geworden sind im Laufe ihrer mehr als zwanzig Marie-und-Victor-Jahre, wird er sie jetzt nicht allein lassen.

Vielleicht wird es fürchterlich seltsam, dieses Warten zu zweit auf das Ende des einen, vielleicht schwer bis zu schwer. Wie schrecklich, mit achtundvierzig nicht überrascht zu werden vom Tod. Wo man sich doch darauf vorbereiten will, ihm sehr viel später ins Auge zu sehen, kurz und verblüfft, mit siebenundachtzig, wenn alles getan ist, bei einem schönen Stück Käsekuchen im Seniorenstift Weitmar.

Zwei schweißglänzende Tennisspieler auf ihren Fahrrädern lachen sich gegenseitig aus, sie werden morgen wieder spielen, das hat Spaß gemacht heute, »yeaah, it was great fun«.

Und Victor Faber in seinen grauen Laufshorts und dem Fan-Shirt der Boston Red Sox? Der sitzt und starrt und schluchzt: Ich bring dich durch die Zeit, Marie, durch alle, alle Zeit.

Victor hat keine Ahnung, wie er das, was jetzt von ihm erwartet wird, sehr gut, gut oder befriedigend machen kann, aber wenn sie zusammen sind, wie sie es immer waren seit jenem Weinfest 1996, dann tut es nicht so weh, dann wird es doch bitte hoffentlich nicht so weh tun.

49, 50, 51.

»Weißt du eigentlich«, sagt Victor, als so ein buschschwänziges Tier für einen Augenblick erwartungsvoll vor ihm sitzen bleibt, »weißt du eigentlich, wie hoch deine Lebenserwartung ist? Hm?«

Das Hörnchen verharrt, vermutlich denkt es nach. Es sieht nicht aus, als hätte es eine Antwort parat. Oder es weiß ganz genau, dass man manchmal am besten schweigt und in die Sonne blinzelt. An guten Tagen blinzelt sie zurück. Und heute nicht.

Irgendwo festhalten

BOCHUM – 22 h 58

Ein Mann auf Krücken humpelt an Kathy und Roland Ziemer vorbei zum Aufzug, hebt balancierend einen seiner Plastikstöcke, um damit den Fahrstuhlknopf zu drücken, und schaut die beiden über die Schulter an, während rote Ziffern im Display anzeigen, wo der Lift gerade steckt. Der Mann grinst, weil er das prima gemacht hat, mit der dicken Gummikappe im ersten Anlauf den Pfeil nach oben zu treffen. Die Türen öffnen sich, zwei Nonnen stehen mit gesenkten Köpfen in der Fahrstuhlkabine.

»Noch jemand in die Urologie?«, fragt der Krückenmann und steigt ein, hinter ihm schließen sich die Türen mit einem sanften Ruckeln.

Roland hat sein Zittern auf dem Weg ins Krankenhaus nur einmal kurz registriert und sofort wieder vergessen. Er wollte mit der Polizei sprechen und mit dem Notarzt, alles gleichzeitig, alles sofort, er konnte doch die Autos beschreiben, er hatte doch, bevor er sich setzen musste und ein Sanitäter seinen Blutdruck nahm, glasklar erkannt, dass sich hier zwei Durchgeknallte ein Rennen geliefert haben, mit hundertzwanzig Minimum, und dann wollten sie beide gleichzeitig an der Verkehrsinsel dieses andere Auto überholen, spät ist es ausgewichen, war schon abgedrängt, der hatte ja keine Chance, überhaupt keine Chance.

Seine Gedanken waren noch viel zu schnell für ihn, aber während der Sanitäter ihm in die Augen schaute, bekam Roland seine Atmung in den Griff, er wusste, er durfte nicht kollabieren, sonst würde er den Moment verpassen, in dem Greta in den Krankenwagen geschoben wurde, und sobald das geschah, musste er Kathy anrufen, spätestens. Er musste ruhig, so ruhig werden, dass er sie beruhigen konnte. Nur er würde seiner Frau erklären können, dass ihnen nichts übrigblieb, als zu warten, er würde zuständig sein für Kathys Hilflosigkeit; ihn und nicht den Notarzt würde sie fragen, was denn um Himmels willen passiert war und was man denn um Himmels willen jetzt mit ihrer einzigen Tochter machen werde, auf seine Stimme und seine Sätze käme alles an.

Greta erreichte die Notaufnahme »in kritischem Zustand«.

Jetzt drückt Roland Kathys Hand, er versucht für sie zu lächeln, er hat ihr in den letzten zwei Stunden je achtmal angeboten, ihr etwas zu essen oder zu trinken zu besorgen, immer abwechselnd, immer flüsternd, als könnte schon eine allzu menschliche Frage in Zimmerlautstärke den Chirurgen hinter der OP-Tür in seiner Konzentration stören.

Der Mann muss doch arbeiten, rattert es in Kathy Ziemers Kopf, er muss doch Unmenschliches leisten als Chefarzt, er muss doch heute das Leben retten, das sie erst vor wenigen Jahren in diese Welt gesetzt hat, nichts darf ihn ablenken, sie kann unmöglich noch ein Kind bekommen, wenn dieses verlorengehen sollte unter Messern, Leuchten und grünen Masken.

Sie sieht einen Schmetterling, der sich in den Schacht der Klimaanlage verirrt hat, wie ist der da hingekommen? Sein verzweifelter Flügelschlag ist im OP II B deutlich zu hören, der Anästhesist hebt erschrocken den Kopf, der Chefarzt fängt

den irritierten Blick auf, er zuckt, er zittert, er wankt und wackelt und versagt, das Messer rutscht ab, Greta ist weg ... – warum vergeht die Zeit nicht, wie sie soll, warum läuft diese OP noch immer?

Kathy möchte kotzen oder rauchen, sie kann Rolands Atmen nicht ertragen, sie entzieht ihre Hand seinem Griff und reibt sich den Nacken. Sie ist die hilfloseste Mutter auf dem Planeten.

Der 11. Juli ist jetzt schon dreiundzwanzig Stunden alt.

Als der Fahrstuhl das übernächste Mal auf Stockwerk 2 hält, steigt Schwester Lucia aus, einen Nussriegel kauend und den Blick auf ihr Handy gerichtet. Nur eine der beiden Nonnen ist zurückgekommen, sie fährt allein weiter nach unten und wirkt blasser als zuvor.

»Entschuldigung, Schwester«, wendet sich Roland räuspernd an Lucia und steht auf. »Sie waren doch vorhin ... ich meine, wissen Sie was oder gehen Sie jetzt noch mal in den OP-Trakt, können Sie da was rauskriegen, können Sie mal nachfragen? Ja? Bitte?« Er weiß wirklich nicht, wie er immer noch so leise und höflich bleiben kann und sehnt sich nach der nächsten Trainingseinheit, wenn er seinen Jungs quer über den Rasen taktische Kommandos zubrüllen darf.

Bevor die Krankenschwester etwas antworten kann, wird die Tür zum Wartebereich aufgestoßen, und zwei Polizisten mit wachen, ernsten Mienen treten ein.

»'n Abend«, sagt Roland etwas zu laut, »haben Sie die Arschlöcher gekriegt? Ja? Wissen Sie, wer das war? Das waren ja zwei, oder?«

Er hat genug Zeit gehabt, sich vorzustellen, wie die elenden Wichser sich feiern, weil sie schneller waren als die Polizei, er will den Gedanken nicht im Kopf behalten, dass sie sich und ihre ekelhaften Proletenschleudern irgendwo parken können,

wo niemand sie findet, bis das nächste Mal einer kommt, der der Geilste ist, und wettet, dass er der Schnellste ist.

»Sie suchen die doch, oder was? Sie müssen doch irgendwas tun!?!«

»Roland.« Kathy Ziemer ist ebenfalls aufgestanden. »Nicht. Nicht jetzt.« Sie blickt zur Krankenschwester, sie wünscht sich Rolands warme Souveränität, auf die sie sich verlassen kann. Ihr Mann scheint das zu spüren; nach einem knappen bösen Schnaufen ist er gleich wieder der ganz coole Roland. Den kann sie alles fragen und um alles bitten, der ist stark für zwei bis drei, der Trainer, der alles im Griff hat.

Die Beamten haben Rolands Bemerkungen ignoriert, sie nuscheln einen Gruß und erklären, man habe sie am Empfang zu dieser Station geschickt. Der Ältere der beiden nimmt seine Mütze ab.

»Unfallchirurgie ist doch richtig hier?«

»Ist richtig«, antwortet Schwester Lucia, während Roland noch Luft holt, um seine Frage nach den Arschlöchern neu zu stellen.

Der jüngere Polizist bewegt unter einem dichten Bart die Lippen: »Sind Sie denn Schwester Lucia?«

»Ja, Lucia Santos, wieso?«

»Frau Santos«, der alte Polizist faltet die Hände vorm Bauch, »wir haben leider keine guten Nachrichten.«

Morgen ist prima

KÖLN

Wo bleibt der Lkw?

Wo ist die Nummer?

Wo ist der Umschlag mit der Nummer?

Die Fragen fallen wie tote Sterne vom Abendhimmel, Eva versucht wach zu bleiben, bis jemand sie beantwortet. Zwanzig nach elf. Das ist definitiv später als dunkel.

Die Handynummer des Lkw-Fahrers hat Eva gestern noch auf einem Briefumschlag ihrer Bank notiert, das war die letzte lästige Post in ihrem Bochumer Briefkasten: Sie solle sich doch in diesem Sommer einen Wunsch erfüllen, empfahl ihre Bank in freundlichen Schriftfarben, wie wäre es mit einem Cabrio, einer Kreuzfahrt oder einem Umzug? Dafür stünden auch schon siebentausendfünfhundert Euro zur Auszahlung bereit, die sie, die liebe Frau Winter, praktischerweise nur abrufen müsse und die kurz darauf auf ihrem Konto landen würden, einfacher sei das Erfüllen sommerlicher Wünsche nie gewesen.

Ein Cabrio, dachte Eva, ist eine Aufforderung an das deutsche Wetter, abrupt umzuschlagen. Und vermutlich deutlich teurer als die praktischen siebentausendfünfhundert Euro. Eine Kreuzfahrt? Zu viele Menschen am selben Ort, und der Ort bewegt sich, aber man hat keinen Einfluss darauf, wohin. Und den Umzug hatte sie sich bis auf den Cent vom Honorar für ihr letztes Buch abgespart, hatte so lange CDs und dicke

Pullover aussortiert, bis sie sicher sein konnte, dass nicht mehr Umzugsboxen und Packer-Arbeitsstunden berechnet würden, als ihr Budget zuließ.

Nein, Eva braucht jetzt kein Auto, in das es reinregnet, oder einen Urlaub, bei dem ihr schlecht wird, sie braucht ihre Sachen, ihre Möbel, ihre Kartons, ihr Rad mit dem gleichmäßigen Klappern. Sie möchte an ihrem Tisch aus Pinienholz den Laptop öffnen und ein leeres Dokument: Morgen geht's los möchte sie schreiben, ... oder übermorgen!

Sie will sich freuen auf eine neue Geschichte an einem guten Tag in einer neuen Wohnung, und stattdessen muss sie sich nun Sorgen machen, dass der Typ von der Spedition mit allem, was ihr gehört, durchgebrannt ist nach – wo endet die A1, fragt sich Eva, endet sie überhaupt?

In diesem Moment fühlt sie in ihrer Jeanstasche den zweimal gefalteten Briefumschlag:

Sandholz? Fahrer Spedition! steht da, in Eile notiert, und darunter eine Mobilnummer.

Es klingelt sieben Mal – nichts. Eva knallt die Zähne aufeinander, sie denkt an ihren Schreibtisch und ihren Roman und was sie alles durchgemacht und angezahlt hat, dann wählt sie noch mal.

»Ja. Hallo?« Eine Frauenstimme.

»Ähm, Entschuldigung, jetzt hab ich mich wahrscheinlich verwählt, ich wollte den Herrn ... Sandholz von der Umzugsfirma sprechen?«

»Ich bin von der Polizei, Kreis Mettmann.«

»Polizei? Oh ... Winter, Eva Winter!«

»Frau Winter, ich habe hier das Handy von Ricardo Santos. Der Fahrer ist leider ... ums Leben gekommen.«

O Gott, schießt es durch Evas Kopf, das ist ja furchtbar, und in der nächsten Sekunde:

Scheiße! Und meine Möbel?

Da Eva aber nichts sagt, räuspert sich die Polizistin, erklärt das Nötigste in sachlichen Sätzen, die Eva nicht unterbricht, und verkündet schließlich:

»Ich habe mit dem Spediteur telefoniert, Ihr Umzugsgut bekommen Sie morgen, auch wenn das für Sie vermutlich nicht so gut ist, wie es heute gewesen wäre.«

Morgen, denkt Eva, die nicht weiß, wer Herr Santos war und wann die Motorradpolizistin sterben wird, morgen geht's los. Eine neue Geschichte.

Und in ihr Handy sagt sie sehr freundlich:

»Morgen ist prima. Morgen hab ich Geburtstag.«

Nicht zu vergessen

DIE MINUTEN DANACH

Ein Gelenk knackt, als Eva sich auf den Boden ihres kahlen Wohnzimmers setzt. Das Handy lässt sie in ihren Schoß fallen. Es brummt, sobald sie es lautlos gestellt hat, dann brummt es noch mal, und im Display taucht eine Nummer auf, wahrscheinlich hat die Polizistin etwas vergessen.

Doch es ist nicht Marie Faber-Schiemann, die Eva Winter anruft, weil sie etwas vergessen hat, sondern Linda Bernikov, die etwas verloren hat, nämlich den Glauben an ihre Beziehung. Linda Bernikov ist Evas Vormieterin in der Birkenallee und in diesem Moment in Rom, soweit Eva das versteht, sie spricht recht laut, und jedes Wort saust schneller durch die Leitung als das davor.

Sie habe dann doch noch was Starkes bestellt bei Stefano und sich durch ihre Kontakte geklickt, und da sei sie an Evas Telefonnummer hängengeblieben und an den besseren ihrer Kölner Erinnerungen, an das Leben vor Tim, »aber!«, Lindas Stimme überschlägt sich, sie spricht mit mehr Ausrufezeichen als Sauerstoff, »auch mit Tim!, nur halt vor! der bescheuerten Idee, in Bochum! zusammenzuwohnen, o Gott!«

Eva beschließt, fürs Erste keine Zwischenfragen zu stellen.

»Mir ist total heiß hier!«, schießt ihre Vormieterin hinterher, als wolle sie Eva warnen vor den römischen Temperaturen im Juli, damit sie auf keinen Fall spontan anreise. »Sorry überhaupt, es ist ja voll spät bei Ihnen. Total spät!«

»Ich bin noch wach«, stellt Eva fest und will nun eigentlich doch fragen, was denn passiert sei, fürchtet sich aber vor einer langen und unverständlichen Antwort, da sagt Linda, plötzlich ganz ruhig:

»Wegen Tim. Meinem Freund. Wegen der Wohnung. Ich dachte nur kurz, vielleicht ist Ihnen was dazwischengekommen und Sie ziehen gar nicht um, sondern bleiben in Bochum, kann ja sein, und dann gehe ich wieder nach Köln, und alles ist cool?«

»Sorry ...«, ist alles, was Eva antwortet.

Vielleicht geht sie morgen ganz früh zum Edeka und platziert an der vermischten Wand einen Aushang für die arme Linda Bernikov, die zurückwill in das Leben vor ihrer falschen Entscheidung.

»Na ja«, unterbricht Linda die Gedanken ihrer Nachmieterin, »war wahrscheinlich auch 'ne blöde Frage von mir, Sie wohnen ja jetzt da – war nur ein Versuch ... Rom kann nichts dafür«, fügt sie noch hinzu, »und Sie ja auch nicht.«

Viel dunkler wird es an diesem Abend nicht mehr, viel kühler wird diese Nacht weder in Italien noch in Junkersdorf sein. Eine Minute nachdem Linda Bernikov das Telefonat mit einem Schniefen beendet hat, schreibt Eva eine Nachricht an ihre alte Freundin: Noch wach, Helli? Neuer Plan: Heute reinfeiern statt morgen feiern. Und zwar bei dir, ich hab noch kein Bett ...

Sie lässt das Display nicht aus den Augen, und fünf Sekunden später geht eine Nachricht ein: hab noch was im keller vergessen. komme ich Freitag holen okay, buenas noches linda

Eva lehnt sich an die Wand und tastet nach dem Schalter für die elektrische Verdunklung. Es knackt im Rolladenkasten, dann fahren die grauen Lamellen gemächlich nach unten.

Dabei zuzusehen macht Eva noch müder. Jetzt ist sie fast schon achtundvierzig, gibt es eigentlich Zeitverschiebung zwischen hier und Rom? Auf dem Beifahrersitz hat sie noch einen Hoodie, nicht gewaschen, aber dick und dunkel und weich, den könnte sie holen. Dafür müsste sie aufstehen. Aber wenn sie den Hoodie als Matratze nimmt und das kleine Kissen als kleines Kissen, für ein paar Stunden Schlaf ...

Vielleicht schafft sie es ja, noch wach zu bleiben, bis Helena antwortet – »morgen«, murmelt Eva, während ihre Augen sich schließen, »morgen geht's aber los.«

Und sie nimmt sich vor, den Traum dieser Nacht nicht zu vergessen.

Primitivo

ROM

Tim ist nicht mehr nüchtern, überhaupt nicht, aber das kann Linda ja wohl auch nicht erwarten, niemand kann das erwarten. Wann soll er sich besaufen, wenn nicht heute, was für eine riesengroße römische Scheiße, was für ein Tag, um ihn in eine unvergessliche Tonne zu kloppen.

Gegen Mitternacht ist das Hostel an der Piazza Navona ein babylonischer Bienenstock, durch die Wände hört man so ziemlich jede Sprache außer Italienisch, immer erzählt einer noch lauter, was er heute alles erlebt und für morgen schon geplant hat; alles trinkt lautstark auf die Ewigkeit dieser Stadt, auf Sommer, Urlaub, unsterbliche Ruinen, und der H&M in der Via del Corso ist »so much better, my friend« als die Filiale hinterm Vatikan, »I'm telling you!«.

Tim versucht wegzuhören und greift nach seinem Handy; wenn alles im Arsch ist, gibt es immer noch eine Seite im Netz, die witziger oder erotischer ist als die andere Wirklichkeit. Er lässt den blanken Hinterkopf gegen die Zimmerwand kippen. Die leere Hälfte des Bettes kommt ihm vor wie der letzte Stopp einer Stadtrundfahrt, deren Höhepunkte er schon vergessen hat.

Ohne richtig viel Alkohol ist Tim schon lange nicht mehr auf Facebook gewesen. Jetzt stöhnt er über die Empörten und Entblößten, die ihre Welt mit den Daumen zusammenhalten, aber neugierig ist er schon. Immerhin lässt sich hier verfolgen,

was aus seinen Lehrern geworden ist: eine nostalgische Freakshow, Jahre nach dem letzten, herzlich verkniffenen Händedruck, das Abizeugnis in der Dokumentenhülle. Die blondgefärbte Reisinger, Englisch und Spanisch, hat zum Beispiel mehr Hobbys und Kinder als der Rest des Kollegiums und Freunde in den entlegensten Winkeln des Internets. Dr. Warnke – Latein, Geschichte, Philosophie – hat große Teile der Klagemauer auf ein Selfie mit Frau und Tochter gebannt, irgendwie sehen sie alle gleich aus.

Auf dem Flur kichert jemand, das ist nicht Linda.

Es muss eine Phase in den letzten Wochen am Gymnasium gegeben haben, in der der der Abi-Jahrgang 2012 an alle Lehrkräfte Freundschaftsanfragen verschickte, um niemanden, über den man die letzten Jahre geschimpft hatte, aus den Augen zu verlieren. Die wenigen Absolventen, die da schon nicht mehr auf Facebook waren, schienen am Ende jenes Sommers so vergessen wie Eric, der nach der Zehnten abgegangen, und Melissa, die mit ihren Eltern nach Singapur gezogen war.

Von Zeit zu Zeit erwähnte irgendwer zwar die ›Offliner‹ und ›Twitter-Typen‹, die auf den feierlichen Abschlussfotos noch Teil des großen Ganzen gewesen waren und nun wie verschollen; aber viel spannender war doch, dass sich nur Wochen nach der knappen mündlichen Prüfung die Miriam und ihre Bio-Lehrerin beim Surfkurs an der Algarve getroffen hatten, zufällig, das ließ keiner unkommentiert, das war doch ein Ding, so klein ist die Welt. Viele sahen bei dieser Gelegenheit erstmals beide Frauen mit nassen Haaren auf nackten Schultern und beneideten sie um die Sonne überm Atlantik.

Tim hat den Korken in die zweite Rotweinflasche gedrückt, er hatte schon bei der ersten das Gefühl, dass das Zeug nicht schmeckt, aber wirkt, und so muss es sein an diesem vor die Füße geworfenen Sommerabend.

Das Profildfoto von Herrn Faber zeigt seinen alten Lehrer Arm in Arm mit dessen Sohn Nick, die beiden stehen neben der Statue ›The Teammates‹ vor dem Stadion in Boston. Victor Faber, Deutsch und Sport, war immer schwer in Ordnung, was man auch daran sehen kann, dass sogar Natascha und Elias von Fabers Freundesliste grinsen, die wegen ihrer Deutsch-Noten damals die Achte oder Neunte wiederholen mussten. Sie haben ihm verziehen, er ist nicht ungerecht.

Inzwischen, grübelt Tim, sind vier von uns verheiratet, und zwar untereinander. Der Rest ist auf Instagram. Und Linda und ich, wir sitzen in der italienischen Falle. Ist doch scheiße.

Auf dem winzigen Tisch unterm Fenster steht das Reise-Scrabble, das Linda ihm zum Geburtstag geschenkt hat; gestern Abend, als sie noch ein Paar waren und die Welt ein normaler Ort, haben sie eine Partie gespielt nach dem langen Spaziergang zum Forum Romanum. Linda hat im letzten Zug gewonnen, irgendwie gewinnt sie immer, denkt Tim. Er müht sich in die Senkrechte, setzt sich mit seinem Primitivo und dem Handy an den Tisch und verrührt, den Zeigefinger durchgestreckt, die ausgelegten Buchstaben.

In der Zwölften hat ihr Lieblingslehrer eines Tages ein Scrabble-Wörterbuch wie die Heilige Schrift auf seinem Pult drapiert und ein Gesicht gemacht, als müsste jeden Moment weißer Rauch aufsteigen: »So! Leute? Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Richtig? Und das hat wer gesagt?«

Faber ignorierte erste Antwortversuche wie »Jürgen Klopp? ... oder Tolkien?«, »Adenauer!« oder »... hier, der Dings bestimmt, vom Jauch ist das oder Gottschalk« und hielt dann ein kurzes, aber so leidenschaftliches Plädoyer, dass zumindest der halbe Deutsch-LK überzeugt war, man müsse jetzt unbedingt mal aus humanistischen et cetera Motiven Plastikbuchstaben auf Pappbretter legen, um fürs Leben zu lernen.

»Aber, Herr Faber«, sagte Linda in der kleinen Pause auf dem Korridor, nachdem sie mit Z-U-F-Ä-L-L-E-N brachial gepunktet hatte, »meinen Sie nicht, so was wie Scrabble wäre Schiller viel zu doof gewesen?«

»Und zack!«, gab Lehrer Faber zurück, »da haben wir doch ein prima Aufsatzthema! Fünf Seiten, bis nächsten Freitag: ›Hätte Schiller gescrabbelt?‹ Sehr gut, Linda, schon stehen Sie wieder auf Zwei minus.«

Die Zeit ist über all die Punkte und Noten hinweggegangen, Aufsätze wurden vergessen, Klausuren verhauen und Abschlusszensuren gerettet, sie haben gepaukt, gezittert und gefeiert, haben analysiert, interpretiert und das Grüne von der Tafel herunterdiskutiert. Als alles überstanden war, gab es auf der Wiese hinter der Turnhalle eine Gulaschkanone voll Buchstabenstuppe und so viel hochprozentigen Wacholder, dass gegen Morgen nur die wenigsten noch hätten sagen können, wie Schiller mit Vornamen hieß.

»Der Mensch, Leute!«, deklamierte Tim und stützte sich an einem Baumstamm ab, während die Vögel in der Krone hoch über ihm zu singen anfangen, »der Mensch ist auf jeden Fall nur ein Mensch, würde ich mal behaupten, also nur dann, wenn er – oah, Leute, 'tschuldigung«, er musste sich unterbrechen und hatte nach einem kaum zu unterdrückenden Ausbruch von Kohlensäure den Satzanschluss verpasst, »... jedenfalls, der Faber war der beste Lehrer, den wir hatten, und ich studiere auf jeden Fall ...«

Es folgte ein schwer verständliches Wort zwischen »großartig« und »Germanistik«, dann schloss Tim die Augen und goss sich langsam und feierlich den letzten Schnaps jener Nacht über die Glatze.

Einige lachten müde und klatschten, Victor Faber war längst zu Hause.

Vor ein paar Wochen, verrät die Timeline, ist sein alter Deutsch-LK-Lehrer von Frankfurt nach Boston geflogen, und das hat schon diversen Leuten gefallen. Tim lässt einen Schluck Rotwein durch eine Zahnücke und zurück laufen und beginnt eine Nachricht:

Lieber Herr Faber, wie geht's? Beim Fünfjährigen letztes Jahr waren Sie stolz wie Bolle und haben gesagt, wenn Ihr Sohn es in die Major League Baseball schafft, fahren Sie mit uns allen zum Heimspiel gegen die Yankees ... Wahrscheinlich bin ich der Einzige, der sich (und Sie!) dran erinnert? Sicher war's nicht ernst gemeint, aber, na ja, ich hab auf Ihrer Facebook-Seite gesehen, dass Sie schon hingeflogen sind, ohne Bescheid zu sagen ;-) Und ich bin gerade an einem Punkt, wo ich alle Buchstaben wieder in den Beutel werfe, wenn Sie wissen, was ich meine.

Erinnern Sie sich an Linda (Bernikov) aus dem Deutschkurs? Blöde Geschichte. Unsere Zitronen blühen sozusagen nicht mehr. Jedenfalls wäre ich jetzt lieber weit weg von hier und würde Nick und die Red Sox live im Stadion sehen. Aber das ist ja auch teuer. Mussten Sie im Studium eigentlich auch Mittelhochdeutsch machen? Schlimm ist das, oder? Aber neulich hab ich was Gutes von irgendwem gelesen, kennen Sie das: »Wo gehn wir denn hin? Immer nach Hause.« Klar kennen Sie das. Wir fliegen morgen zurück.

Während Tim überlegt, ob er noch mal durchlesen soll, was er geschrieben hat; ob er mit vielen, schönen beziehungsweise herzlichen Grüßen schließen soll oder kurz mit »Prost und tschüs!«, bastelt er unten links auf den dreifachen Wortwert H-O-M-E-R-U-N, macht ein Foto, das er an die Nachricht hängt, und schreibt darunter: Arividercci und gute Nacht!